

Lena SCHMITZ: *Nationalkultur versus Berufskultur. Eine Kritik der Kulturtheorie und Methodik Hofstedes.* Bielefeld (transcript) 2015, 275 Seiten.

In Zeiten, in denen kulturelle Fragestellungen eine unübersehbare gesamtgesellschaftliche Dringlichkeit erreicht haben, stellt die Studie *Nationalkultur versus Berufskultur* von Lena Schmitz einen aktuellen Beitrag zur Auseinandersetzung mit dem Kulturbegriff und der Kulturtheorie des niederländischen Sozialpsychologen Geert Hofstede dar. Hofstedes Modell des empirisch begründeten Kulturvergleichs auf nationaler Ebene wird bis heute in handlungsorientierten Fächern wie der Management-, Betriebswirtschafts- und Marketinglehre, aber auch den Kommunikationswissenschaften, der angewandten Pädagogik und Psychologie als Grundlagenliteratur gehandelt. Interkulturelle Managementtrainings und Workshops referieren auf Hofstede. Zur Vorbereitung auf das Leben im Ausland und die Besonderheiten der interkulturellen Kommunikation gilt sein Buch ebenso als gängiger Ratgeber wie für die Vermeidung kultureller Konflikte bei der Zusammenarbeit in globalen Unternehmen. Entsprechend kommt das Buch in Trainingsprogrammen und im Rahmen von Weiterbildungsangeboten zum Einsatz. Programme dieser Art sind, wie Lena Schmitz bemerkt, fast schon „zu einer Art Ware geworden, die Problemlösungen für interkulturelles Missverstehen anbietet“ (S. 102).

Zugleich ist sein Modell aber auch in die Kritik geraten: In postnationalen, migrantisch geprägten und global vernetzten Gesellschaften scheint es für einen überwiegend national orientierten Kulturbegriff immer weniger Wirklichkeitsentsprechungen zu geben. Seit Hofstedes Erhebungen in den 1960er- und 1970er-Jahren haben sich die Relationen zwischen Individuum und Kollektiv, Nation und Gesellschaft grundlegend gewandelt oder sind zumindest so komplex geworden, dass einfache nationale Erklärungen für kulturelle Phänomene nicht mehr zu greifen scheinen. So sind Hofstedes schärfste Kritiker vor allem in den Kulturwissenschaften zu finden; zu ihnen zählt auch Lena Schmitz, deren Studie der Passauer Kulturwissenschaftler und Amerikanist Klaus P. Hansen als Doktorvater betreut hat. Als übergreifendes Ziel ihrer Arbeit formuliert Schmitz die Dekonstruktion von Hofstedes Kulturtheorie und Methodik und versucht eine theoretische wie methodische Deplausibilisierung seines Ansatzes. Zugleich versteht sie ihre Studie als einen Beitrag zum Paradigmenstreit zwischen einer an der ‚Nation‘ ausgerichteten

Kulturtheorie und wissenschaftlichen Ansätzen, die nicht nur nationale, sondern auch intranationale Kollektive berücksichtigen. Der Paradigmenstreit verläuft zwischen „ethnizistischen“ (HOFSTEDE 1980, 2005, 2009), transnationalen (BECK 2008), transkulturellen (WELSCH 1991; BHABHA 1990) und kollektiven Kulturbegriffen (HANSEN 2009) und wird von Schmitz zugunsten der letzteren entschieden (S. 201).

Doch was, so bleibt zu fragen, macht die ungebrochene Beliebtheit von Hofstede in den angewandten Fächern aus? Welche Kulturtheorien könnten als Alternative dienen, vor allem, wenn man den Anspruch formuliert, dass sie ähnlich empirisch begründet sind wie Hofstedes Kulturdimensionen? Und wie müsste der Brückenschlag zwischen einer Theorie und einer Praxis aussehen, der einer kulturell heterogenen Gesellschaft ebenso gerecht wird wie der Erfahrung einer trotz allem national geprägten Identität des Einzelnen? Diesen Fragen geht Lena Schmitz mit großer Genauigkeit nach. Abgesehen von einer kurzen Einleitung und einem ebenso kurzen Fazit setzt sie sich mit Hofstede vor allem in zwei Hauptkapiteln auseinander, wobei sie ihm erst theoretisch und sodann empirisch auf beiden Gebieten Mängel nachweist – vor allem aber einen alles überstrahlenden Pragmatismus, der nicht nur die Komplexitätsreduktion der Materie zur Folge hat, sondern auch die attraktive Simplizität der Anwendung seines Modells. Ihre grundlegende Kritik kommt bereits in der Einleitung zum Ausdruck:

Das Modell [...] baut auf einigen zweifelhaften Prämissen auf. Sie besagen, dass (a) nationale Kulturen (b) geographisch voneinander abgegrenzt existieren und ihre Mitglieder in (c) einheitlicher Weise und mit (d) deterministischer Kraft kulturell prägen, indem sie ihnen ein (e) kohärentes und statisches Wertesystem einprogrammieren. Hierbei wird besonderes Augenmerk auf die Prämisse (c) gelegt, laut der die Mitglieder einer Nation kulturell einheitlich geprägt sind. Denn diese Annahme, im Folgenden Homogenitätsprämisse genannt, spielt die entscheidende Rolle im Paradigmenstreit. (S. 11)

Höchst erhellend ist im ersten Hauptkapitel (*A. Theoretische Einwände zu Hofstedes Kulturdimensionenmodell*, S. 15-103) die Herleitung des Hofstede'schen Kulturbegriffs aus der anthropologischen Persönlichkeitsforschung (MEAD 1946) und der Erforschung des „National Character“ (INKELES/LEVINSON 1997). Schmitz weist nach, dass letztere im Zuge des Zweiten Weltkriegs zur Erkenntnis des „kulturellen Charakters von Feinden, Alliierten und eigenen Truppen“ (S. 21) entstand. Auch wenn sich Hofstede selbst von diesem Konzept distanzierte, erkennt die Verfasserin Überschneidungen mit dem „traditionelle(n) Kulturverständnis der Nationalcharakter-Forschung“ (S. 22), die sich in der Betonung kultureller Unterschiede anstelle von Gemeinsamkeiten eben-

so manifestieren wie in der Forderung nach einer praktischen Anwendbarkeit seines Modells. Weitere Indizien sind Hofstedes theoretische Anleihen beim amerikanischen Kulturanthropologen Edward T. Hall, der in den 1950er-Jahren die Erkenntnisse der Kriegswissenschaft in ein friedliches Konzept transformierte und für interkulturelle Trainings ein Konzept aus vier Dimensionen entwickelte (S. 22), sowie Hofstedes Übernahme der empirisch-statistischen Methode der Cross-Cultural Psychology, einer amerikanischen Unterdisziplin, die an die quantitative Messbarkeit interkultureller Unterschiede glaubt: „Ein jeder Vergleich hat zum Ziel, nationalkulturell bedingte Unterschiede in den Einstellungen und der Wahrnehmung des Individuums vorherzusagen.“ (S. 24)

In ihrer Rekonstruktion kann die Verfasserin zeigen, dass auch Hofstedes Datenerhebung aus den Jahren 1967 bis 1973 methodische Schwächen aufweist: Insgesamt wertete der Sozialpsychologe Daten aus 160.000 Fragebögen aus, die in 72 Ländern und in 20 Sprachen an Mitarbeiter der Firma IBM in zwei Befragungsrunden ausgegeben worden waren. Er interpretierte sie explorativ und entwickelte auf dieser Basis zunächst vier, dann fünf Kulturdimensionen für internationale Vergleichsmaßstäbe (1. Machtdistanz; 2. Individualismus/Kollektivismus, 3. Maskulinität/Femininität, 4. Unsicherheitsvermeidung, 5. Lang- und Kurzzeitorientierung, s. S. 16). Dabei nahm Hofstede simplifizierende Fehler in Kauf: So ging er von einer universalen Anwendbarkeit seiner Dimensionen aus, nutzte eine mangelhafte empirische Methodik (fehlende methodologische Äquivalenz, unklare Validität des Fragebogens) und verzichtete darauf, seine Konstrukte an eine Theorie anzubinden oder mit externen Kontexten (etwa fremden Studien) zu vergleichen. Darin sieht Schmitz in Übereinstimmung mit der Sekundärliteratur eine Immunisierungsstrategie, die „jegliche Falsifizierung seiner Ergebnisse anhand fremder Daten von vornherein“ unmöglich mache (S. 89). Hofstedes Ziel war offenbar nicht die wissenschaftliche Exaktheit, sondern eine Komplexitätsreduktion zugunsten eines Anwendungsbezugs. Diese Absicht zeige sich, so Schmitz, nicht nur in der Simplizität seiner Grafiken, sondern auch in der „Ernennung der Nation als Kulturträger“ (S. 102). Sie ist es auch, die Hofstedes Modell für Praktiker so attraktiv macht.

Basierend auf dem Anspruch, den Menschen entsprechend zu schulen, werden die Ziele des interkulturellen Kompetenzerwerbs, des interkulturellen Lernens und Handelns, der Völkerverständigung, der Toleranz und des Abbaus von Vorurteilen und Fehlwahrnehmungen formuliert. Das Konzept des interkulturellen Missverständnisses ist in vielen Subdisziplinen der Kulturwissenschaft verbreitet. (S. 100)

Stellt das erste Hauptkapitel eine analytische Kritik von Hofstedes Kulturbegriff und Methodik dar, widmet sich das zweite (*B. Empirische Einwände durch eigene Ergebnisse*, S. 105-248) der empirischen Überprüfung seines Kulturmodells. Dafür erhebt die Verfasserin neue Daten und interpretiert sie anhand der Kollektivtheorie. Diese geht davon aus, dass nicht nur die Nation, sondern auch zahlreiche intranationale Kollektive die Vorstellungen und Werte einer Gesellschaft prägen. Subkollektive sind solche Kollektive, deren Mitglieder mindestens eine partielle Gemeinsamkeit haben: Organisiert in Verbänden, bilden sie Dachkollektive aus, wobei die Nation als Dachkollektiv zweiter Ebene, als „Überbau“, fungiert (S. 203). Dieser „Überbau“ verwaltet die Sprache, Gesetze und Institutionen einer Gemeinschaft und bestimmte Standardisierungen: „Das heißt, der Überbau koordiniert auch eine Reihe an Verhaltensweisen, die für das gesamte Dachkollektiv gelten.“ (S. 203f.) So sieht Schmitz' Forschungsdesign vor, nicht nur die Relevanz nationaler Zugehörigkeit, sondern auch von Subkollektiven zu prüfen, indem sie französische und deutsche Lehrer und Arbeiter auf ihre Werte hin befragt. In ihrer Interpretation der Daten gelingt es ihr zu zeigen, dass die Kollektivtheorie feinere Unterschiede herausarbeiten kann als Hofstedes nationalkulturelles Modell: Die Berufskollektive der Lehrer und Arbeiter weisen in Fragen der Politik, der Hochkultur oder der Erziehung häufig mehr Ähnlichkeit auf als die nationalen „Dachkollektive“. Am Ende sieht Schmitz ihre These bestätigt, dass zwischen Sub- und Dachkollektiven zwar eine wechselseitige Wirkung besteht, dass sich der Einfluss der Nation jedoch nicht direkt, sondern indirekt in den spezifischen „Verbindungsindikatoren“ (S. 251) zwischen Dach- und Subkollektiv widerspiegelt. Die Kollektivtheorie geht davon aus, dass der Überbau „Nation“ die Subkollektive zwar prägt (S. 252), dass es aber kaum möglich ist, diese Prägung in allen Nationen gleich festzustellen. In der Berücksichtigung von Subkollektiven unterscheidet sich die Kollektivtheorie grundlegend von Hofstedes Modell, der die Nationalkultur als einen statistischen Mittelwert errechnet: „Hofstede und andere Vertreter des nationalen Kulturbegriffs haben das Subkollektiv vernachlässigt und treffen somit unzulässige Pauschalaussagen.“ (SCHMITZ 2015: 254)

Insgesamt gibt die Studie von Lena Schmitz einen erhellenden Einblick in jene reduktionistischen Mechanismen, die Hofstede vornimmt, und die selbst in einer globalisierten, scheinbar postnationalen Welt einem nationalkulturellen Kulturbegriff noch immer große Bedeutung beimessen. Allerdings verabschiedet auch Schmitz' empirischer Gegenentwurf den Begriff der Nation nicht völlig; vielmehr integriert sie ihn

als Konstrukt in ihr Konzept einer empirischen Kulturforschung, wo er weiterhin unabdingbar bleibt. Das wirft auch nach der Lektüre des Fazits der Studie noch Fragen auf. Ähnliches gilt für die bewusste Abgrenzung von transnationalen und -kulturellen Ansätzen, denen Schmitz (aufgrund mangelnder empirischer Verifizierbarkeit) eine Absage erteilt (SCHMITZ 2015: 201). Diese Ansätze sprengen nationalstaatliche Grenzen ihre traditionelle Bedeutung ab und betonen die Qualität der Vernetzung. Diesem Gedanken folgt Lena Schmitz nicht – angeblich aus Gründen der methodischen Operationalisierbarkeit. So verbleibt sie in gewisser Weise bei der Vorstellung, dass die nationale Geografie für die kulturelle Identität eines Kollektivs eine zentrale Rolle spielt. Zwar distanziert sich die Verfasserin klar von Hofstedes Anspruch einer universalen Gültigkeit seines Modells, doch ist auch dem Begriff des Kollektivs in gewisser Weise eine Konstante inhärent. Der Vorwurf an Hofstede, durch Vereinfachung zu Verzerrung und Simplizität des Kulturvergleichs beizutragen, kann Schmitz' Studie nicht gemacht werden: Die Gründlichkeit, mit der sie ihre Daten interpretiert, lässt ebenso wie die Komplexität des Kollektivtheorie-Modells eher die Frage aufkommen, ob sich ein solches Modell auch in praktische Trainings transferieren lässt – um dort Hofstedes Fehler zu korrigieren. Wenn der empirische Kulturvergleich, wie Lena Schmitz es zeigt, eine hoch komplexe Sache ist, besteht wohl auch in Zukunft die Gefahr, dass sich interkulturelle Trainings Stereotypen bedienen – einfach aufgrund der Absicht, Komplexität für die Teilnehmer so weit als möglich zu reduzieren.

Christiane Dätsch\*  
PH Ludwigsburg

## Literatur

- BECK, Ulrich (2008): Jenseits von Klasse und Nation. Individualisierung und Transnationalisierung sozialer Ungleichheiten. – In: *Soziale Welt* 59/4, 301-325.
- BHABHA, Homi (Hrsg.) (1990): *Nation and Narration*. London: Routledge.
- HANSEN, Klaus P. (2009): *Kultur, Kollektiv, Nation*. Passau: Stutz.
- HOFSTEDE, Geert (\*2009): *Culture's Consequences: International Differences in Work-related Values*. Thousand Oaks/CA: Sage.
- HOFSTEEDE, Gert/HOFSTEEDE, Jan Geert (2005): *Cultures and Organizations. Software of the Mind*. New York [dt. (2005): *Lokales Handeln, globales Denken. Interkulturelle Zusammenarbeit und globales Management*. München.]
- HOFSTEEDE, Geert (1980): *Culture's consequences: International Differences in Work-related Values*. Beverly Hills/CA: Sage.

\* Email: daetsch@ph-ludwigsburg.de

- INKELES, Alex/LEVINSON, Daniel J. (1997): *National character. A Psycho-Social Perspective*. New Brunswick/NJ, New York: Transaction.
- MEAD, Margaret (1946): *Und haltet Euer Pulver trocken*. München: Desch.
- WELSCH, Wolfgang (1995): Transkulturalität. – In: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 45/1, 39-44.

Patrick GLOGNER-PILZ und Patrick S. FÖHL (Hrsg.): *Handbuch Kulturpublikum. Forschungsfragen und Befunde*. Wiesbaden (Springer) 2016, 655 Seiten.

Die Erforschung des Publikums und seine Entwicklungsmöglichkeiten ist eine zentrale Thematik des Kulturmanagements. Wesentliche Fragestellungen sind, was die Besucher und Nutzer von Kulturangeboten in all ihrer Vielfalt und Heterogenität kennzeichnet, welches ihre Motive und Einstellungen sind und was ihre Wahrnehmung von Kultur bestimmt. Das *Handbuch Kulturpublikum* widmet sich diesen Fragestellungen gleich aus mehreren Perspektiven: Theoretische wie praktische Aspekte der Publikumsforschung werden in dem Sammelband zusammengefasst und auf einer Metaebene kritisch reflektiert. Angesichts der Vielzahl von speziellen Problemstellungen und spartenbezogenen Einzelbefunden, möchten die Herausgeber, einen Austausch der Disziplinen über theoretische Ansätze und methodische Zugänge anregen und den beteiligten Akteuren in kulturellen Feldern ein Nachschlagewerk an die Hand geben, „in dem sie sich über punktuelle Einzelstudien hinausgehend – umfassend und differenziert über die Publika jeder Sparte informieren können“ (S. 20).

In insgesamt drei Abschnitten werden *Grundlagen, Forschungsfragen und Befunde* wie auch *Perspektiven* der Kulturpublikumsforschung näher vorgestellt, wobei vor allem der Vielfalt der unterschiedlichen Kultursparten Rechnung getragen wird. Das Buch bietet hierbei eine Bestandsaufnahme der Forschung, die neben einem wissenschaftlich-soziologisch orientierten Erkenntnisinteresse vor allem marketingkonzeptionelle Fragestellungen thematisiert und als breit angelegter Überblicksband längst überfällig war.

Zu Beginn des Abschnittes *Grundlagen* befasst sich Carsten Winter zunächst mit einer theoretischen Verortung des Kulturpublikums. Dieser Beitrag macht den Leser mit einen handlungstheoretisch-mikrosoziologischen Zugang zu Kulturpublika vertraut, zeigt, wie sich Kulturpublika als Versammlungen von Kulturpublikumspraktiken auf der Meso-Ebene